









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 221.

Elbing, den 21. September.

1892.

## In eigener Schlinge.

Criminalnovelle von F. Arnefeldt.

2) Nachdruck verboten.

Diese genaueren Wahrnehmungen vermochten die entsetzten Landleute allerdings bei der ersten Entdeckung des furchtbaren Verbrechens nicht zu machen. Vater und Sohn ließen den Leichnam zurückfallen und stiegen vom Wagen. Sie sahen nur noch, daß der Kasten erbrochen und leer und von den Briefen Postanweisungen, Geldern und sonstigen Poststücken, die der Kuier von Salon nach Miramas und in die Umgegend befördern gesollt, auch nicht das Geringste mehr vorhanden war; der, oder, wie mit größerer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, die Räuber hatten reinen Tisch gemacht.

Vater, Mutter und Sohn sahen sich sprachlos und rathlos an. Was war in der peinlichen Lage, in welche sie sich versetzt sahen, zu thun? Die resolute Frau sagte sich zuerst wieder.

„Sattle ein Pferd, reite nach Salon, Pierre, und mache Anzeige,“ gebot sie.

„Du willst die Gendarmen hierher holen? Man wird sagen, wir haben den Delopin todgeschlagen!“ höhnte Vater Etienne.

„Da könnte man uns Schuld geben, wenn wir zögerten, den Vorfall zur Anzeige zu bringen,“ entgegnete die verständige Frau. „Hurtig, Pierre, hurtig, mache daß Du nach Salon kommst, und du, Alter, fahre den Wagen auf den Hof; da kann er samt dem Leichnam stehen, bis die Gendarmen kommen; das arme Pferd schirrst Du ab und führst es in den Stall.“

War's die größere Geistesgegenwart der Frau, was ihr das Uebergewicht in diesem Falle gab, oder waren Mann und Sohn überhaupt gewohnt, sich ihren Anordnungen zu fügen, genug ihren Befehlen wurde pünktlich Folge geleistet; schon nach ganz kurzer Zeit sprengte Pierre Grandjean auf einem jungen, kräftigen Ackerpferde nach Salon, und etwas später bestand sich der Postwagen mit der Leiche des unglücklichen Delopin, den Augen der Vorübergehenden entzogen, auf dem Hofe von Saint Martin de Crau.

Die Vorsichtsmaßregel war eine sehr weise, denn mit dem heraufziehenden Tage ward es ringsum lebendig, die Landleute begaben sich zu ihren Arbeiten auf die Felder und in die Weinberge, schon sammelten sich aber auch ein-

zelne Neugierige vor dem Gehöft. Die Kunde, daß sich daselbst etwas Ungewöhnliches zugegetragen, fing an sich zu verbreiten, obwohl noch Niemand recht wußte, was eigentlich geschehen sei.

Auch auf dem Meterhofe waren die übrigen Bewohner, die Tochter und eine Magd, inzwischen aufgestanden, um an die Arbeit zu gehen, verwundert, daß sie, welche sonst die beiden ersten im Hause zu sein pflegten, die anderen schon im vollen Gange und in einem Zustande seltsamer Verfürtheit fanden. Vater Etienne, der sich in seiner Angst und Aufregung gar nicht zu lassen wußte, schrie den beiden Mädchen, sobald er ihrer ansichtig wurde, entgegen:

„Kommt Ihr endlich? Wie könnt Ihr schlafen, wo wir einen Todten im Hause haben!“

Die Magd kreischte auf; Marie aber, Vater und Mutter erblickend, fragte mit zitternder Stimme: „Jesus, Maria, Mutter, Pierre, ist ihm —?“ „Nein, nein,“ beruhigte sie die Bäuerin, „er ist frisch und gesund; er ist nach Salon geritten, um die Gendarmen zu holen —“

„Delopin ist überfallen und beraubt worden,“ fiel ihr Vater Etienne in die Rede, der die Zeit gar nicht erwarten konnte, die ihn schwer bedrückende Kunde auch Anderen mitzutheilen. „Die Halunken haben den armen Burschen gräßlich zugerichtet in den Postack geschnürt und auf den Wagen geworfen, und das kluge Pferd hat ihn uns vor's Haus gefahren.“

Wieder kreischte die Magd auf, stürzte aber dann hinaus, um möglichst schnell etwas von dem Grausigen zu sehen; Marie dagegen taumelte zurück, als habe sie einen schweren Schlag bekommen. Sie war todtenbleich, ein Zittern ging durch ihren Körper und, den Arm der Mutter ergreifend, stammelte sie in abgebrochenen Sätzen:

„Delopin ist ermordet! Wann, Mutter? Wo? Weiß — vermuthet man, wer es gethan hat?“

„Wie kann man das, Narrchen?“ erwiderte Mutter Clodie. „Dazu holt ja Pierre eben die Gendarmen. Die werden es wohl herausbringen.“

„Meinst Du? Werden sie es?“ fragte das Mädchen.

„Et gewiß.“

„Wenn — wenn sie nun aber einen Unschuldigen verächtigen?“

„Fürchtest Du auch wie Dein Vater, sie werden uns die Schuld betheuern?“ sagte Mut-

ter Glodie. „Ihr seht rechte Hasenherzen; es wird sich schon ausweisen, daß der arme Bursch Strolchen in die Hände gefallen ist. Dacht nicht, als ich ihm vorgestern, als er Nachmittags von Miramas zurückkam, ein Glas Eider vor die Thür brachte, daß ich ihn lebend nicht wiedersehen würde.“

„Fasse Dich doch, Kind, geh' in die Küche und koch' uns die Morgensuppe, es wird Zeit, daß Dein Vater etwas Warmes bekommt,“ mahnte sie die immer noch starr und entsetzt dastehende Marie; als diese aber ihre Worte gar nicht zu hören schien, schickte sie sich an, ihr Gebeth selbst auszuführen und rief der Tochter gutmüthig, sie solle noch eine halbe Stunde auf ihre Kammer gehen, um sich von dem gehabten Schrecken wieder zu erholen.

Marie benutzte die Erlaubniß, aber nicht um zu ruhen, sondern um sich einem leidenschaftlichen Ausbruch der Angst, des Schmerzes, der Verzweiflung hinzugeben.

Sie sank vor ihrem Lager ins Knie, wühlte den Kopf in die Kissen und rang die Hände. „Delopin ermordet, Delopin beraubt! Und just in dieser Nacht!“ stöhnte sie. „Heilige Mutter Gottes, erbarme Dich meiner! In dieser Nacht! In dieser Nacht! . . .“

Delopin! Delopin! Das kommt davon! O, ich habe es ihm oft gesagt, ihn oft gewarnt, aber er wollte nicht hören!

Was soll daraus werden? Was soll ich sagen, wenn man mich fragt? Wird man etwas entdecken?“

Sie lag lange so. Endlich erhob sie sich von ihren Knien, trat vor den in ihrer Kammer hängenden handgroßen Spiegel, strich das wirre, nußbraune Haar glatt, zupfte ihren Anzug zu recht und sagte: „Ich muß hinunter; bleibe ich noch länger hier oben, so macht mich die Angst wahnsinnig; ich muß sehen und hören, was vorgeht.“

Sie stieg die Treppe hinunter und versuchte, an ihre Tagesgeschäfte zu gehen; wenn ihr das auch nur schlecht gelang, so fiel das der Mutter weiter nicht auf; vermochte sie doch selbst nur mit Ausbietung aller ihrer Kräfte das Nöthigste zu besorgen; Schreck und Entsetzen waren ihr ebenfals in die Glieder gefahren.

## II.

Nicht ganz zwei Stunden mochten vergangen sein, nachdem Pierre Grandjean nach Salon geritten war, da kehrte er in Begleitung einiger berittener Gendarmen zurück. Ihnen folgte eine Kutsche, in welcher ein paar Polizeibeamte und ein Arzt saßen; verbollständigigt wurde aber der Zug durch ganze Trupps von Reuglerigen, denn das Gerücht von dem verübten Raubmord hatte sich bereits mit Windeseile verbreitet und überall die größte Aufregung hervorgerufen.

Die Herren stiegen aus, die Gendarmen saßen ab und es begann zuerst die Untersuchung der Leiche und des beraubten Wagens, aus

welcher sich beinahe mit Gewißheit ergab, daß der Ueberfall mindestens von zwei Personen ausgeführt worden sein mußte, denn Delopin war ein junger und sehr kräftiger Bursch und zudem mit einem Revolver bewaffnet gewesen; er konnte nur nach heftiger Gegenwehr überwältigt und lediglich der Uebermacht erlegen sein.

Die Gendarmen erhielten den Befehl, die Gegend abzusuchen, um den Schauplatz der That und auf diesem vielleicht weitere Fingerzeige für die Entdeckung der Verbrecher aufzufinden, und der Beamte stellte zunächst ein Verhör mit den Bewohnern des Meierhofes an. Vater und Mutter Grandjean wiederholten nur etwas unständlicher den bereits von ihrem Sohn erzählten Hergang der Sache; die Magd und Marie wußten gar nichts davon, und es entlockte dem Beamten ein Lächeln, als die letztere wiederholt und eindringlich beihauerte, sie sei die ganze Nacht in ihrer Schlafkammer gewesen und habe erst, als sie am Morgen heruntergekommen, von dem schrecklichen Vorgang durch ihre Eltern gehört. Glaube das hübsche Mädchen etwa, man könne Verdacht auf sie werfen, den Mord begangen zu haben?

Pierre Grandjean bat um die Erlaubniß, sich den die Gegend absuchenden Gendarmen anschließen zu dürfen, und sprengte, nachdem er dieselbe erhalten hatte, mit diesen davon. Sie verfolgten den Weg, welchen der Kurier zwischen Salon und Miramas zurückgelegt hatte, und zwar mußte, nach der Beschaffenheit der Leiche und der Zeit, die zwischen der Entfernungsung des unglücklichen Kuriers aus Salon und der Ankunft des Pferdes in Saint Martin de Crauz verstrichen war, der Mo. d. mehr in der Nähe von Miramas geschehen sein.

Diese Berechnung erwies sich als zutreffend. In der Nähe des Städtchens Grauz, einige Meter von der dort über den Fluß führenden Eisenbahnbrücke entfernt, beschreibt die Landstraße einen Bogen und trifft mit einer aus einer andern Richtung kommenden Straße zusammen. Die Bewohner der Umgegend nennen den Punkt, an welchem ein steinernes Kreuz, zu dem einige Stufen emporführen, aufgerichtet ist, das Kreuz von Calemark, und hier war der Schauplatz des Mordes.

Räderspuren, Fußstapfen und zwei Blutlachen deuteten zuerst an, daß hier das Verbrechen verübt worden war; eine nähere Besichtigung des Ortes gab ein ziemlich genaues Bild des Herganges.

Der unglückliche Delopin mußte von hinten angegriffen worden sein. Man hatte ihn vom Wagen gestürzt, aber auch da hatte er sich noch wieder aufgerafft und mit seinen Angreifern gerungen. Als er endlich von diesen überwältigt worden war, hatten sie ihm, um der Sache ein Ende zu machen, den Schädel, zwar mit einer Kugel seines eigenen Revolvers, den man ihm entrisen hatte, zerschmettert. Die Waffe fand sich einige Schritte davon entfernt.

Nachdem sie den beklagenswerthen Kurier getödtet, hatten die Mörder ihm den Schlüssel zu dem Wagenlasten aus der Tasche gezogen, diesen geöffnet und sich über den Inhalt des Postfades hergemacht.

Zerrissene Briefe, Briefstouberts, Postanweisungen und sonstige Hüllen, die umherlagen, bewiesen, daß die Räuber, nachdem sie den Sack geleert, sich alles Werthvolle, was derselbe enthielt, angeeignet, was ihnen aber unnützer Ballast dünkte, weggeworfen hatten. Auch einige kleinere Lederbeutel, die neben dem großen Sack mit Postfaden gefüllt zu werden pflegten, um auf Zwischenstationen abgegeben zu werden, lagen leer auf dem Boden. Die Räuber hatten mit ihm nichts anzufangen gewußt, während sie von dem großen Sack einen schauerlichen Gebrauch zu machen verstanden. Sie hatten den Leichnam ihres Opfers hineingethan, ihn auf den Wagen geworfen und es dem Pferde überlassen, wohin es seinen Instinkt geleitet. Das Thier hatte, von seinem Instinkt geleitet, wieder die Straße nach Salon eingeschlagen und vor dem Meierhof still gehalten, wo sein Herr oft durch einen Trunt erquid worden und es dann auch nicht ganz leer ausgegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber Mascagni's Lebenslauf

erzählt einer seiner Frey-Aristide Goldbacher, in der „N. Fr. Pr.“, daß der Komponist der *Cavalleria rusticana* mit unfählichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, bevor er zur Höhe des Ruhmes gelangte. Sein Vater, ein Bäcker in Livorno, hatte seinen Kopf darauf gesetzt, aus Pietro einen Advokaten zu machen und mit dem Stocke bekämpfte er dessen musikalische Neigungen, bis sich ein Onkel des armen Knaben annahm und ihm die Mittel gewährte, seinem Beruf zu folgen. Nach des Onkels Tode lenkte sich die Aufmerksamkeit eines Ruffinacens, des Grafen Florestan di Larderes, auf das ungewöhnliche Talent des jungen Musikers. Graf Florestan bot ihm eine Geldunterstützung an, damit er im Konservatorium zu Mailand, dem ersten Musikinstitut Italiens, seine weitere Ausbildung erhalte.

Mascagni in der sogenannten intellektuellen Hauptstadt Italiens, verloren inmitten einer unruhigen und lärmenden Menschenmenge, ein armer Falter, voll Angst, sich die Flügel an den verlockenden Flammen der Großstadt zu verbrennen. Niemand kümmerte sich um ihn; er war allein und völlig unbekannt; eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner.

Am Konservatorium hatte er zu Lehrern

die Professoren Michele Saladino für Harmonielehre und Kontrapunkt und Amintore Galli für Musik-Aesthetik; er studirte jedoch wenig wiewohl er rasch auffasste. Er befand sich damals in einem Zustande moralischer Depression. Er hatte in Livorno ein heiß geliebtes Wesen zurückgelassen, und in jenem Pessimismus, der ihn fast niederdrückte, sah er sein Glück entfliehen, denn er glaubte in dem Kampfe um das Leben nichts mehr erreichen zu können, während er sich in Livorno in seiner stürmischen Knabenzeit oft goldenen Träumen hingegeben hatte. Die Lage eines jungen armen Maestro war damals in Italien geradezu verzweifelt. Wie einen begabten Librettisten finden, der kein Honorar gefordert hätte? Wie konnte es gelingen, sich im Theater geltend zu machen, welches bei uns zu jenen Zeiten nichts mehr als ein Markt war, wo die enorme und verwegene Konkurrenz, die nur das Geld zum Ziele hatte, Gott weiß wie viele Genies erstickte? Es waren die Zeiten, wo man in den Schaufensfern der Verleger eine Anzahl von staubigen Partituren ausgestellt sah, die von den Vorübergehenden nicht einmal eines Blickes gewürdigt wurden. Nur jene Werke wurden einer Prüfung unterzogen, die von einigen Tausendgulden-Banknoten begleitet wurden, welches Geld die zur Mise-en-scène nothwendigen Auslagen darstellte. Und nachdem Mascagni, der bereits den Entwurf zur Oper „Ratcliff“ (nach Heine) gemacht, in der Nähe gesehen, welches Ende die Versuche der italienischen Musiker erwartete, warf er Feder und Papier fort und verlor das Vertrauen zur Arbeit und die Hoffnung. Dieser Riß in einer edlen und leidenschaftlichen Seele wird von Mascagni selbst in einem Briefe geschildert. Er schrieb ihn, nachdem er Zeuge des Triumphes der „Billi“, einer Oper seines Freundes Puccini, bei deren ersten Aufführung im Teatro Dal Verme in Mailand gewesen.

„... Der Eindruck jenes Abends“ — schreibt er — „wird in meinem Herzen für immer tief eingegraben bleiben: es war nicht Neid, was ich empfand; nein, aber ich sah meinen liebsten Freund ein Ziel erreichen, das von mir schon seit Langem geträumt wurde, und ich bramte vor Sehnsucht es ihm gleichzutun; ich sah nur nicht die Möglichkeit, dies zu verwirklichen. Im Geiste kehrte ich in das Zimmer meines Onkels ein, und die bezaubernden Visionen traten wieder vor mein geistiges Auge. Oh, die Kunst! Meine schöne Kunst! Werde ich also jenen Ruhm, nach welchem ich so begierig gelehzt und von dem ich oft mit offenen Augen geträumt,

erreichen können? . . . Von jenem Tage an konnte ich keine Ruhe mehr finden . . . Ich fühlte eine große Erleichterung, wenn ich allein, ganz allein auf einsamen, entlegenen Straßen wandelte, und ich forschte nach der Zukunft, die mir ganz finster erschien, und die trübsten Gedanken stiegen in meinem Geiste auf. Wenn die unsicheren Schritte mich unbewußt in eine beleuchtete und belebte Straße führten, suchte ich meine Gestalt zu verbergen, denn ich glaubte, daß alle Menschen die Trauer von meinem Gesichte herablesen, die Tränen in meinen Augen gewahren müßten, und es kostete mir große Ueberwindung, mich in Gegenwart meiner Freunde zu fassen und eine heitere Miene zu zeigen . . .“

In dieser furchtbaren Geistesverfassung blieb Mascagni eines schönen Tages von der täglichen Zusammenkunft im Café Biffi aus, und man sah ihn nicht mehr — er war aus Mailand verschwunden.

Um ihn wiederzufinden, müssen wir einer jener zahlreichen Operetten-Gesellschaften folgen, die sich in ärmlichsten Verhältnissen auf den wurmfressigen Bühnen der trostlosesten Volkstheater herumtreiben, wo mehr gefastet als gesungen und wo mehr über das Elend geflücht als gelacht wird. Mascagni war bei einer solchen Operetten-Gesellschaft als Orchester-Diregent mit einem Fiskus von sechs Francs täglich angestellt, und in dieser Eigenschaft zog er durch halb Italien nach allen Richtungen herum, die eigene Trostlosigkeit und Betrübniß mit den geflickten Trikots und den schlecht geschminkten Gesichtern der mageren Operetten-Sänger vergleichend. Zu jener Zeit war es, als jenes junge Mädchen, das er so innig liebte, aus Livorno an ihn schrieb, sie gebe ihm sein Wort zurück, da sie niemals einen jungen Mann heirathen würde, der nichts Gutes für die Zukunft verspreche, der eine schwankende soziale Stellung besitze, und der in der Dunkelheit und im Elend sterben werde!

Arm am Beutel und krank im Herzen, sah Mascagni seine Tage immer trauriger werden. Das beständige Herumirren von Stadt zu Stadt tödtete ihm Geist und Körper. Im Jahre 1887 treffen wir Mascagni in Neapel — ohne Beschäftigung, weil die Theater-Gesellschaft, welcher er angehörte, sich aufgelöst hatte. Wir sehen Mascagni von neuem niedergedrückt, ermüdet, elend und zum Ueberflusse krank. Eine edelmüthige Künstlerin, welche an demselben Theater sang, wo Mascagni dirigirte, hatte für ihn ein liebevolles Mitleid; sie pflegte ihn mit der größten Selbstopferung, und Mascagni genas und erwachte

zu neuem Leben. Sie verehelichten sich. In welch' anderer Weise hätte Mascagni seine große Dankbarkeit dieser Frau gegenüber zeigen können, als daß er sie zum Weibe nahm? Und nachdem er die Idee, Operetten-Orchester zu dirigiren, aufgegeben, reiste er mit seiner Frau nach Cerignola, einem Städtchen unweit Neapel, wo ihm die vakante Stelle eines Dirigenten der städtischen Musikkapelle mit einem Monatsgehälte von hundert Francs angeboten wurde. Es war nicht viel, aber diese Summe war wenigstens sicher. Schon hatte sich Mascagni resignirt, in der Dunkelheit und in Armuth zu leben, als mit einem Male ein Lichtstrahl die Finsterniß erleuchtete. Es kam der von Sonzogno im Jahre 1889 ausgeschriebene Preis für einaktige Opern. Dieser Wettbewerb, der lediglich zu dem schönen Zweck geschrieben wurde, den Muth und das Vertrauen junger Komponisten zu heben und das eine oder andere verborgene Genie zu „entdecken“, sicherte dem Sieger unter den Konkurrenten eine Prämie von mehreren tausend Gulden zu.

Daß er den Preis gewann, daß sein Werk bei der Premiere einen ungeheuren Erfolg hatte, ist bekannt, weniger bekannt aber dürfte der Umstand sein, daß Sonzogno den Kapellmeister von Cerignola vor der Premiere neu einfließen lassen mußte, damit er im Falle des Erfolgs sich vor dem Publikum sehen lassen konnte. Mascagni befindet sich gegenwärtig mit seinem Verleger Sonzogno in Wien, wo er im Verlaufe des italienischen Operngastspiels „Freund Fritz“ und die „Cavalleria“ dirigiren wird.

## Heiteres.

\* [Auf falschem Wege.] Müller geht die Frankfurter Linden entlang, nach Bickensberg zu, und trifft seinen Freund Schulze. Es entspinnt sich folgendes Gespräch: Schulze: Na, Müller, wie geht es Dir, weshalb solche Leichenbittermiene? Müller: Ach, mir geht es sehr schlecht, ich gehe nach Amerika. Schulze: Da geht Du aber sehr um: da mußt Du zum Hamburger Thor hinausgehen.

\* [Etwas vergesslich.] Ein Mann fällt ins Wasser und wird, nachdem er schon zweimal untergesunken, ans Land gezogen, wo er ausruft: „Himmel bin ich aber ein Narr! Ich hatte ja ganz vergessen, daß ich schwimmen kann!“

Verantwortlicher Redakteur: George Spizer  
in Elbing.  
Druck und Verlag von H. Gaarb  
in Elbing.